

(Nachdruck verboten.)

18]

## Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Zettchen hingegen war kreuzfidel und wurde von dem Agenten zu Weintrauben und einer Flasche Rothen eingeladen. Er hatte noch einen Freund bei sich, Franz Melnik aus Hamburg, einen reizenden, feinstreichen, jungen Mann, der 27 000 Mark verspielt und soeben um neues Geld depeeschirt hatte. Es war das ein lieber, kleiner Kerl, der vor sechs Wochen mündig geworden war und mit Hilfe einer erbten Million die Bank von Monaco zu sprengen beabsichtigte. Der Agent war natürlich auf diese Bekanntschaft stolz, und da die beiden zusammen zwanzigmal der Reihe nach auf Roth verloren hatten, waren sie gute Freunde geworden.

Sie saßen in einer wunderhübschen Weinlaube, und der Agent erörterte mittels Wachsstreichhölzchen sein neues System. Der Hamburger war aber unaufmerksam und beschäftigte sich mehr mit Zettchen, in deren Munterheit und Niedlichkeit seine eigene Jugend sich sofort verliebte. Als die Weintrauben aufgegessen waren, bestellte er Auster und Hammelkotelettes, nachher Fisch, Champagner und allerlei Delikatessen, und er war fabelhaft vergnügt, Zettchen die Manier zu erklären, in der man diese Lekturbissen den Regeln der Kunst gemäß verzehret. Dieses Zettchen war dabei reizend tolpatschig und komisch. Sie lachte immer so laut und lustig, daß die Engländer auf der Veranda sich ärgerten. Schließlich sangen alle drei ein munteres Lied, und natürlich kam just in diesem Moment die Tante durch den Garten.

Der Schlaf hatte sie erquickt und gestärkt und als sie nun aufgestanden war und aus dem Fenster auf das gesegnete Land gesehen hatte, zog ein Frieden über ihr gequältes Herz. Es war unverantwortlich, daß Zettchen nicht anwesend war, um ihr bei der Toilette zu helfen, aber die Tante hatte Momente von seltener Güte und Verzeihungskraft. So jetzt.

„Nein,“ sagte sie zu sich selbst, ich will diesem Mädchen wenigstens dessentwegen nicht zürnen. Sie wird an's Meer gelaufen sein, um ihre Füße nach den dreißig Stunden Fahrt zu vertreten. Oder in die Weinberge, um Blumen zu pflücken. Ich will ihr diese paar letzten guten Tage nicht gar zu sehr verderben, denn in Berlin, das schwöre ich, geht sie, sobald wir heimkommen, aus dem Hause. Sie hat sich zu niederträchtig benommen.“

Sie klingelte, worauf ein nettes Hausmädchen erschien und ihr bei der Toilette half. Dasselbe sprach französisch, italienisch und englisch und hielt die Tante für eine Ruffin. Sie verständigte sich indessen pantomimisch ganz gut, denn das Mädchen hatte darin eine große Gewandtheit.

Unbeschreiblich war der Tante Aufregung, als sie mit ihrem rheumatischen Beine über den Kiesweg humpelnd, des singenden und zehenden Trios ansichtig wurde. Zettchen saß in einem zierlich geflochtenen Korbstuhl wie seine Lady, und der Agent schlug just auf den Tisch, hob das Champagnerglas und brachte auf dieses famose, kleine, muntere Zettchen einen Toast aus. Kurz, aber begeistert. Alle drei stießen an und lachten.

Jetzt fiel vom Eingang der Laube her ein Schatten über den sonnenbeglänzten Tisch, man wandte sich um: die Tante! Sie war blaß, aber gefaßt. Der Kesse stellte sie Herrn Franz Melnik — Melnik u. Co., Hamburg-Altona — vor, und brachte dienstfertig einen Stuhl.

„Kellner! Ein Glas!“

„Für mich, wenn ich bitten darf, nichts dergleichen,“ sagte die würdige Dame. „Ich möchte nur diese eigenthümliche Gelegenheit festhalten, um die Dinge zwischen mir und Henriette zu Ende zu bringen. Du wirst die Güte haben, Albert, ihr heute Abend noch ein Billet nach Berlin zu kaufen und sie in den Zug zu besorgen.“

Alle drei sahen wie betäubt.

„Abreisen?“

„Ja, Henriette, Du reitest heim. Das soll meinerseits kein Mißtrauensvotum sein, sondern nur Ehrlichkeit. Ich habe unrecht gethan, ein junges Mädchen Deines Standes in die Welt hinaus zu führen und ihr Verhältnisse zu zeigen, die nicht für sie passen.“

Zettchen begann leise zu schluchzen, dann immer lauter. „Unsere Wege, meine liebe Henriette,“ fuhr die Tante unerbittlich fort, „trennen sich. Die Gründe erörtere ich hier nicht. Versuche es in Berlin, Dir mit dem, was Du in meinem Hause und Magazin gelernt hast, eine neue Thätigkeit zu suchen, und ich will von Herzen wünschen, daß Deinen recht mangelhaften Kenntnissen das gelingt. — Nun wollen wir, mein lieber Albert, etwas durch den Garten gehen.“

Herr Franz Melnik saß bei allem dem ganz stumm und dumm und verständnißlos. Aber Zettchen's immer glühendere Thränen griffen ihm gewaltig ans Herz.

„Verzeihen Sie,“ sagte er endlich zu der Tante, „aber das junge Mädchen kann doch nicht ganz allein nach Berlin?“

„Ja, sie kann,“ sagte die Tante und stand auf, wobei erwähnt werden muß, daß sie keine Ahnung hatte, mit welcher Standesperson — wenigstens in Hinsicht auf Geldwerth — sie es in diesem jungen Manne zu thun hatte.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ nahm der noch einmal das Wort, „aber ich reise selbst in einigen Tagen nach Deutschland zurück und könnte die Dame dann mit Ihrer Erlaubniß begleiten.“

Das Wort „Dame“ in Verbindung mit Zettchen hatte auf die Tante dieselbe Wirkung, wie ein rothes Tuch auf die Bestien in der spanischen Arena. Sie vergaß Taktik, Ruhe, Höflichkeit, Lebensart und überlegene Vornehmheit und schoß in blindem Zorne geradeaus.

Eine sechsunddreißig Stunden aufgespeicherte Wuth entlud sich in hastenden, überstürzten, planlosen Worten, und in zwei, drei Minuten wußte Herr Melnik, daß er mit dem verworfensten Geschöpfe Lieder gesungen und Wein getrunken hatte. Woher dieses Zettchen stamme, nämlich aus nichts, was sie im bürgerlichen Leben sei, nichts, wie sie die Tante unterwegs mißhandelt und daß sie auf die Beachtung irgend eines Menschen so wenig Anspruch habe wie Bettler und Landstreicher.

Sie war athemlos, keuchte und sank auf dem Stuhl zusammen. Es folgte eine düstere Pause, und der kleine, wadere Franz Melnik war von dieser Anklage so vor den Kopf geschlagen, daß er wirklich glaubte, dieses entzündete junge Mädchen sei eine Art Ungeheuer.

Nun ganz leise begann Zettchen zu sprechen. Nein, sie habe nicht das Recht, je wieder fröhlich und glücklich zu sein. Nur eines wisse sie, daß die Tante ihr allzuhart begegnet sei. Immer. Sie habe keine Freude gehabt in diesen trübseligen Jahren, und wenn sie irgendwann gut und lieb sein wollte, trieb man sie mit Stößen zurück. Sie muß an das Waisenhaus denken und die schwere Kinderzeit, an das dunkle Trauermagazin und die harten Worte, die alle immer nur sie trafen. Sie will fort, ja. Wandern so weit der Himmel blau ist und sich dann weinend niederlegen und sterben.

Der Agent räusperte sich, als ob ihm etwas in der Kehle stecke, und der kleine Hamburger saß mit großen, starren Augen und sah im Geiste dieses herrliche Mädchen am Wegrain seine Seele ausathmen.

Zettchen stand schweigend auf und ging.

Da raffte er sich empor und eilte ihr nach.

„Ich stehe Ihnen bei, Fräulein, in jeder Gefahr, das schwöre ich.“

Zettchen's Lippen zuckten, und sie war über sich selbst jetzt namenlos gerührt. Wahrhaftig nicht ohne Grund, denn was ihr bevorstand — und sie kannte die Tante — war ungefähr das Ärgste. Eine große und wahre Verzweiflung kam über sie, und an eine Palme gelehnt, fing sie an bitter zu weinen.

Der kleine Hamburger war außer sich. Er hatte ein dummes, weiches, sentimentales Herz, und er beschwor Zettchen in allen Tönen, sich zu beruhigen. Auf die Tante hatte er eine Riesenwuth und gelobte, sie coram publico zur Rede stellen zu wollen. Das war alles Balsam für Zettchen. Sie trocknete mit einem kleinen, feinen Tuch, das ihr die Tante geliehen hatte, die Augen und sagte, nun stehe sie in einem fremden Lande einsamer als die verlassenste Waise.

Natürlich entgegnete Herr Melnik, das Gegentheil sei der Fall, und seine Hand werde Zettchen sicher durch die Stürme steuern.

Sie gingen den ganzen Tag zusammen spazieren, sahen

Das Meer im Abendscheine glänzen und waren die glücklichsten Leute in Nizza. Der Hamburger lag, wie man es auf Bildern sieht, lang im Graze, den Kopf auf die Arme gestützt, und Jettchen saß — wie man es ebenfalls auf Bildern sieht — neben ihm und band aus Blumen und Blättern einen hübschen Kranz. Ungeschminkt und schlicht erzählte sie ihre Lebensgeschichte, und nur als sie schwermüthig lächelnd sagte, dies sei ihr erster glücklicher Tag und gewiß auch der letzte, nur da zitterte ihre Stimme leise.

Das Meer rauschte, ein Schwarm Zugvögel kam von Süden her über die Wasserfläche, es war ein wunderbarer Frühlingsabend.

Sie gingen den Strand entlang heim. Keines von beiden sprach ein Wort, bis der kleine Franz sich ein Herz faßte, Jettchen an sich zog und sie küßte.

Die Sterne standen schon am Himmel, als die beiden endlich in das Hotel kamen. Die Tante und ihr Nefse waren um Jettchen in großer Aufregung und bildeten sich ein, sie habe sich ein Leid angethan. Jeder Bissen Beefsteak quoll der Tante vor Angst und Aufregung im Halse — geradezu in Erstickungsgefahr gerieth sie aber, als jetzt Arm in Arm zwischen den Engländerischen her Jettchen und der Hamburger Millionär durch den Speisesaal auf sie zu marschirten. Selbst der Agent, den nichts im Leben verblüffte, war einigermaßen erstaunt.

Der kleine Franz sah außerordentlich würdevoll aus, als er jetzt an den Tisch herantrat, Jettchen's Arm losließ, ihre Hand in die seine nahm, sich leicht gegen die Tante verneigte und sagte: „Ich habe die Ehre, den Herrschaften mitzutheilen, daß Fräulein Henriette Duling meine Braut ist.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Lieutenant und sein Hund.

Von Paul Levin.

Aus dem Dänischen.

Die Kompagnie war zum Heimmarsch aufgestellt. Die Luft glühte. Nicht eine Wolke glitt vor die Sonne, die ohne Unterlaß herabstien und wärmte. Die Soldaten standen in dem blendenden Licht und fühlten den Staub wie eine Nebelschicht um sich. Und über den Reihen lag ein schweißiger Dunst, ein qualender Geruch von Schmierstiefeln, Kautabak und schmutzigem Zeug.

Es war ein schlimmer Tag gewesen. Wieder und immer wieder war „Lausschritt“ kommandirt worden, und während der Hauptmann und sein Lieutenant über Fahrradpreise diskutirten, war die Mannschaft, gejagt und geheßt von dem Sergeanten, über die Felder geeilt. Es war nicht einer in der ganzen Kompagnie, der sich nicht gerne in den Staub geworfen hätte, um einen Augenblick auszuruhen. Die Waffenröcke waren mit Staub bedeckt. Staub lagerte auf den Gesichtern, und wenn die Soldaten die Zähne zusammenbissen, knirschte der Staub, der wie ein lauer Aschenregen auf das Feld herabrieselte. Des Lieutenants Hund, May hieß er, saß im Schatten einer lebenden Hecke. Die rothe Zunge hing weit aus dem Halse, und die schläfrigen Augen starrten den Lieutenant an, der herzengerade vor dem Hauptmann stand.

Der Hauptmann war unzufrieden, sehr unzufrieden. Er mußte dem Lieutenant sagen, daß seine Leute erbärmlich marschirten und schlecht liefen. Die Glieder wogten hin und her, und nicht der geringste Rhythmus war im Schritt. Das durfte doch nicht wieder vorkommen. Der Lieutenant trat zur Seite, und der Hauptmann bestieg sein Fahrrad — er hatte Eile.

Der Lieutenant sollte die Kompagnie allein in die Kaserne zurückführen. Bis der Hauptmann verschwunden war, stand er ehrerbietig da und ärgerte sich über alle Maßen. Und hatte er dazu etwa nicht genügenden Grund? Er bekam einen dienstlichen Rüssel nach dem andern, und gleichzeitig war Fernanda ihm absolut untreu.

War das die so viel gepriesene Lieutenantszeit? Placerei und Schinderei, Ärger mit dem Hauptmann, Ärger mit Fernanda, Neckereien der Kameraden und Schulden vorne und hinten.

Der Lieutenant biß sich in den kleinen Schnurrbart, blickte wüthend die Soldaten an und gab Befehl zum Rückmarsch.

Ein Seufzen der Erleichterung entfuhr den Reihen, als sie vom Exerzierplatz abschwenkten. Der Lieutenant ging auf dem Trottoir, und May schlenkerte hinterdrein.

Der Jörn des Lieutenants nahm beständig zu. Er glaubte auf den Gesichtern der Soldaten zu lesen, wie gut sie sein Mißgeschick kannten. Sie wußten, daß er gerüffelt worden war. Sie kannten die Geschichte mit Fernanda, die sich über ihn lustig gemacht und ihn ganz bis nach Friedrichsberg hinausgelockt hatte. Sie waren auch unterrichtet von seinen verdammten Schulden. Es war dem Lieutenant, als werfe der Tritt ihm seinen Ärger wie ein Echo zurück. Es half nichts, daß er laut zu zählen begann. Wie sehr er auch sein eins — zwei — drei — vier standirte,

und ob er auch dieses vierrt mit dem kunstvollsten Sekondelieutenants-triller hervortrieb, alle Aergernisse, Rüssel, Fernanda und die Geldsachen stürmten doch wieder auf ihn ein.

Und immer rasender wurde der kleine Lieutenant. Er mußte Luft haben.

Er schaute auf die Soldaten, die sich durch den Staub des Strandweges schlepten. Der Hauptmann hatte Recht: keine Spur von Schritt! Einige gingen an den Pferdebahnschienen entlang, andere vermieden sie sorgfältig, weil der Stahl durch die Sohlen schmit; mitten in der Reihe humpelte einer vorwärts, weil jeder Schritt das Loch, das er in der Ferse hatte, tiefer und breiter grub; dann gab es wiederum ein paar, die überlegen die Scherben bei Seite stießen, sodas sie den Weg entlang flogen.

Eine dieser Scherben sprang May zwischen die Beine. Der Hund stieß einen heulenden Laut aus, und der Lieutenant sah, daß er ein ganz kleines Loch auf dem einen Hinterbein davongetragen hatte. Die Haut war geschrammt und das Blut siderte in kleinen Tropfen hervor.

So, nun traktirten sie obendrein noch May mit Fußstritten. Am Ende würden sie ihn selber schließlich steinigen. — „Na, Ihr wollt also nicht Schritt halten?“ rief er. „Ihr wollt nicht, Ihr wollt nicht — halt!“

Die Kompagnie stand. Die vordersten Reihen glaubten, daß hinten irgend etwas in Unordnung sei, und die hintersten Reihen dachten, daß vorne irgend etwas die Passage sperre. Aber Alle betrachteten diesen Augenblick als eine günstige Gelegenheit, um den Schweißtropfen abzutrocknen, der sich vom Mützenrand bis zu den Mundwinkeln Bahn machte, oder um die wunden Füße etwas ausruhen zu lassen.

„Links um kehrt!“ Alle flukten. Kehrt? Was sollte das heißen. Sie waren ja der Kaserne ganz nahe.

„Kehrt!“

Unwillkürlich machten sie Kehrt. „Lausschritt!“ . . .

Jetzt begriffen sie. Vor ihnen lag die Kaserne mit Ruhe, Schatten, Kühle in den großen Schlassälen und mit Wasser, vor allen Dingen mit Wasser, das sie über ihren nackten Körper gießen konnten, Wasser, das sie mit dem Munde schlürfen konnten, mit Wasser, das durch alle Poren in die Körper eingesogen werden konnte, die durch die brennende Sonne ausgehörten Schwämmen gleichen.

Und zurück liefen sie durch den Staub und über die Scherben. Der Lieutenant lief nebenher mit zusammengebissenen Zähnen und glühendrothem Antlitz. Er lief wie ein Wadunsinniger, weil er im Innern über das, was er gethan hatte, erbeble. War es von irgend jemand gesehen worden? Blieb keiner der Soldaten liegen? Hielten sie nicht inne?

Sie lenkten auf das Feld zu, May hintendrein; er sprang an den Soldaten in die Höhe, fuhr hin und her zwischen den Reihen; die feuerrothe Zunge hing schief und dampfend aus dem einen Mundwinkel heraus.

„Vorwärts in Schußlinie!“

Die Soldaten fielen nieder und sprangen empor. Erde und Excremente von Kühen und Pferden klebten an ihren Röcken.

Mit zusammengebissenen Zähnen, aufgespreizten Nasenlöchern, die Arme fest an den Körper gedrückt und jede Muskel gespannt, so liefen die Soldaten. Die Füße schmerzten nicht mehr an einer einzelnen Stelle; es war, als ob die ganze Haut abgebrüht wäre, und die Strümpfe drückten sich in das blutige Fleisch.

Es war kein Offizier in der Nähe; niemand hatte etwas gesehen. Die Kompagnie kehrte wieder zur Kaserne zurück.

Aber gerade als man in das Thor einbog, fiel einer der Soldaten um und blieb liegen. Er zitterte am ganzen Körper, sein Gesicht nahm eine aschgraue Färbung an und der Schaum stand ihm vor dem Munde.

„Tragt ihn hinauf,“ sagte der Lieutenant. „Legt ihn aufs Bett, das wird bald vorübergehen. Der kann auch nichts vertragen.“

Und als der Lieutenant die Kompagnie hatte abtreten lassen, kam er sich selber wie ein starrer Soldat vor. Jetzt hatten sie sich doch müde gelaufen. In Zukunft würden sie schon Trit halten. Sie mußten doch klein beigeben.

Er ging auf sein Zimmer, entledigte sich der Stiefel und warf sich aufs Bett. May stellte sich vor ihn hin und scharpte mit den Pfoten.

„Bist Du durstig?“ Der Lieutenant erhob sich und setzte dem Hunde Wasser vor.

„Armer kleiner May,“ sagte der Lieutenant und streichelte mit leidig den Hund. „Du bist durstig und hast ein Loch am Fuße; komm her, ich will Dich verbinden.“

Und mit weicher Stimme wiederholte er: „Armer kleiner May!“ — —

## Kleines Feuilleton.

— Amateur-Photograph und Forschungsreisender. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Der englische Forschungsreisende und Maler Henry Savage Landor, der bei seinem Versuch, von Almora in Indien aus in Tibet einzubringen, von Eingeborenen gefangen genommen und gefoltert wurde, ist nach Europa zurückgekehrt und hält sich gegenwärtig in Florenz auf. Die „Daily Chronicle“ bringt einen vorläufigen kurzen Bericht über seine Ergebnisse, welcher aus einer Beschreibung der mitgebrachten

Photographien und mündlichen Mittheilungen des Reisenden zusammengefaßt ist. In Amora hatte sich Landor von dem letzten Europäer verabschiedet und war mit dreißig Hindus und reichlich mit Lebensmitteln, wissenschaftlichen Instrumenten und dergl. versehen, von dort ausgerückt, um den Himalaya zu überschreiten. Die erste photographische Aufnahme, die gemacht wurde, stellt den Reisenden selbst dar in seinem Reisefloß zusammen mit seinen beiden vertrauten Dienern, wie sie im Begriffe waren, die Grenze zu überschreiten. Dann kommen Photographien vom Vivouat, wo die ganze aus 81 Köpfen bestehende Expedition nach langem Marsche ruht. Der allmähliche Aufstieg zum Himalaya ist auf den Photographien dadurch sichtbar geworden, daß die erst sehr entfernten eisbedeckten Gipfel allmählich immer näher gerückt sind. Eine Photographie zeigt, wie der Reisende 15 000 Fuß über dem Meeresspiegel ein Bad nimmt. Ein kleiner Wasserstrom ergießt sich über den Rücken des müthigen Badenden, und die Wassertropfen gefrieren gleich zu Eiszüchen. Eine andere Photographie zeigt das erste Herannahen einer Schaar Eingeborener, die mit sichtlichem Erstaunen langsam herankommen. Dann zieht sich die Linie näher heran, die Größe der Eingeborenen und ihre Zusammensetzung wird deutlich erkennbar. Unterhändler werden ausgesandt, diese erhalten aber eine Abweisung. Dann sieht man die letzte Nacht im Lager. Unheimliche Ruhe liegt über der kleinen Gesellschaft, die zu einer Handvoll von Leuten zusammengeschmolzen ist, denn die meisten Jünger sind defektirt. Darauf folgen Porträts der einzelnen Theilnehmer der Expedition, eine Ansicht der schwachen Barrakaden, die zum Schutze des Lagers errichtet waren, und die ferne Landschaft im Ganzen und im Detail. Dann kommt ein Momentbild, wie die kleine Kavalkade zwischen den Hügeln entlang schleicht: die Gesichter sind gespannt, das Gepäck ist merkwürdig weniger geworden, man hat sich offenbar von allem irgendwie Entbehrlichen befreit. Das nächste Bild zeigt eine an einen Baum gebundene nackte Gestalt. Die häßlichsten Menschen, die man sich denken kann, tanzen um sie herum; sie haben abgeflachte Köpfe, mißgestaltete Körper, kleine verschmizte Augen, und der untere Theil ihrer Gesichter sieht mehr thierisch aus als menschlich. Ein indischer Diener Landor's ist es, der hier an den Baum gebunden ist, mit Stricken, die tief in sein Fleisch hineinschneiden. Er wird von den Halbwilden geschlagen und gequält, verbirgt aber jede Spur von Schmerz. Auf dieselbe Weise wurde Landor anfänglich selbst mißhandelt, aber davon konnte keine Aufnahme gemacht werden. Landor's Augenlider wurden mit weißglühenden Eisen verbrannt. Er wurde Stunden lang auf der Folterbank gemartert, dann mußte er achtzig Meilen auf einem Sattel reiten, der mit Nägeln gespickt war. Einer davon drang in das Ende des Rückenmarks ein und erschütterte das Nervenzentrum; Fleisch, Sehnen und Knochen wurden ihm zu einer unkenntlichen Masse zugerichtet. Mit alledem erreichten es die Tibetener doch nicht, den Gefangenen die gewünschten Aeußerungen des Schmerzes zu entlocken. Ein paar Photographien zeigen die Porträts der beiden Märtyrer nach den Torturen. Sie scheinen um Jahre gealtert, ihre Haut zeigt Narben und Wunden, Kopfhaar und Bartthaar sind ihnen abgefallen, und wo die Augenlider sein sollten, sieht man zwei schreckliche Höhlen. Landor ist durch diese Torturen auf einem Auge ganz blind geworden. Er sagte, jedes Thier würde man erschrecken, das so zugerichtet wäre wie er. Dann kam die Rettung, als er gerade daran war, seinen Leiden zu erliegen. Handelstreibende Tibetener hatten die Kunde über die Grenze gebracht, daß im Innern ein weißer Mann hingerichtet werden sollte. Dr. Wilson, Herr Lavlin und ein eingeborener indischer Beamter machten sich eiligst auf den Weg und sie erreichten trotz mehrfacher Verrätherie der Führer die beiden Gefangenen. Landor war benutzlos, als seine Retter kamen, erst nach drei Stunden kam er wieder zu sich, und dann ließ er gleich noch von seinen Peinigern, die schreckerfüllt den weißen Männern gegenüberhockten, eine Momentaufnahme machen. —

**Theater.**

—r. Puppen-theater. Was war das für eine Erleichterung, als vor einigen Monaten sich endlich die Trilby-Krankheit, wie man glauben sollte, gründlich ausgetobt hatte, und selbst Herr Samst das hypnotisirte Modell in der Versuchung verschwinden lassen mußte. Und nun kommt ein Vorstadttheater, das gar nicht einmal zu den schlechtesten zählt, wahrhaftig wieder mit „Trilby“ herangeschleppt. Es könnten ja auch im Südosten der Stadt noch Leute wohnen, die nichts von der magischen Prügelgewalt des Sveugali wüßten. Also, heran, meine Herrschaften! Am Montag fiel die Geschichte aber recht kläglich aus. Herr Julius Türk that zwar sein Möglichstes, um die unangenehme Karrikatur des Sveugali mit allen Schauern der Hintertreppenromantik zu umgeben, aber die Trilby der Frau Müller war so stark von der Gewalt des Unheimlichen beeinflusst, daß sie reinweg zu garnicht fähig schien. Von den übrigen Mitwirkenden wollen wir aus Höflichkeit nicht reden. Wir wollen ihr Verdienst preisen, wenn es ihnen gelingen ist, „Trilby“ gründlich todt zu kriegen. —

— Unter den Novitäten, die Otto Neumann-Hofer in der nächsten Saison im Lessing-Theater zur Aufführung bringen will, befinden sich Werke von Max Halbe, von Ernst v. Wolzogen und ein neues Drama von Hermann Sudermann, das den Titel „Stein unter Steinen“ trägt. —

**Musik.**

—er. Yvette Guilbert. Die Bühne des Apollo-Theaters giebt in diesen Tagen des Gastspiels der hervorragenden Pariser Chansonnière einen kleinen Ausschitt musikalischer Kulturhistorik. Kurz vor dem Austritte der Guilbert singen eine Dame in den äppigsten Jahren und ein junger Mann französische Duette, in welchen durch die albernste Straßenfrivolität auch nicht die bescheidenste geistige Pointe durchsickert. Nichts wird angedeutet, alle Obscönitäten werden mit breitem Behagen und eindringlichen Geberden aufgedeckt. Es ist das cynische Breit-Chanson, für das es keine dichterische und musikalische Nöthigung giebt. Frau Guilbert singt ihr erstes Liedchen von der korrupten Raivetät der Großstadt-Unschuld und man hat sofort die Empfindung, daß im engen Gebiete des satyrischen Geiregefanges eine Revolutionärin erstanden ist. Frau Guilbert singt! Nein, sie singt nicht, ihre Gesangskunst ist ganz Ausdruck geworden, selbst in der musikalischen Lyrik. In Michopin's bretonischer Legende „La Glu“ fragt das zuckende Mutterherz den mörderischen Sohn, ob er sich beim Straucheln nicht weh gethan. Die Stimme der Guilbert hat für diese heiligste Fürsorge weder Schmelz noch äußerliche Kunst, aber sie hat mehr: den Ausdruck des vibrirendsten Mitleids und der überströmendsten Kindesliebe. Eine kleine Liebesgeschichte, die „beim Mondschneise“ von den weichen Empfindungen den Schleier wegzieht und mit einer rührenden Trennlosigkeit endet, benützt die Guilbert nicht, um überfeinerte Sentimentalitäten auszusprechen, sie legt vielmehr das Hauptgewicht auf die bedenkenlose weibliche Hingebung, deren Poesie selbst das Liebesverlangen mit einem leuchtenden Lichte umspielt. Tauchen in „La Pierreuse“ die schlimmsten Nachtseiten des weiblichen Charakters in grotesker Häßlichkeit auf, so weiß die kleine, magere, fast antimusikalische Stimme der Guilbert die Behelze dämonischer Charakterisirkungskunst und körperlicher Beredsamkeit zum furchtbaren Wilde tragischen Verbrechertums zu verwenden. Und wie weiß dieses einem erfahrenen und subtilen Geiste ergebene Organ mannigfaltiges Lächeln und Lachen zu erregen! Die Liebesbeichte der „Großmutter“, die moralische Geschichte einer „ländlichen Idylle“ und die Tragikomödie der vier am ungewohnten Lernen zu grunde gehenden Studenten waren rasch vorüberziehende Lustspielfstücken, in welchen das Gesangsinstrument der Guilbert lecke und müßwillige Alkotria treibt und dabei das Leben selbst ablonterseit. Wie von selbst findet die Künstlerin vom taghell niancirenden Sprechgesang zur eigentlichen Rezitation den Weg. Sie spricht in ihren Liedern Gedanken aus und sie singt beispielsweise in Donnay's Satyre „Die alten Herren“ unscheinbare, nur durch melodischen Tonfall erreichbare Massivitäten hinein. Die Franzosen feiern Yvette Guilbert als ihre Sprechgesangs-künstlerin, als unergleichen „disease“; auch das Berliner Publikum hat ihr am Montag einen großen, verdienten Erfolg bereitet. —

**Medizinisches.**

k. Neues über Einspritzungen von Blutfarbstofflösungen. Die Bluttransfusion, d. h. die Uebertragung von Blut eines Menschen oder Thieres in die Blutbahn eines verblutenden oder durch große Blutverluste geschwächten Menschen, ist in den letzten Jahrzehnten so gut wie verlassen worden. Das Blut vom Menschen sowohl wie das von Thieren erwies sich dabei als gefährlich, da es zu Gerinnungen in der Gefäßbahn und damit zu plötzlichen Todesfällen führte. Auch Blut, dessen Faserstoff man vorher zum Gerinnen gebracht, welches man vorher desinficirt hatte, verursachte bisweilen plötzliche Todesfälle durch Verstopfung der Lungengefäße und beeinflusste gleichzeitig die Nieren schädlich. So ist man in der Praxis immer mehr von der Ueberführung von Blut in den Körper abgekommen und hat sich mit Erfolg eines künstlichen Serums, einer ganz dünnen Kochsalzlösung bedient, um bei großen Blutverlusten die Füllung des Gefäßsystems zu vermehren und die Neubildung des verlorenen Blutes zu fördern. Aus der Kiefer Universitätsklinik kommt nun eine wichtige Mittheilung zu dieser Frage. Dr. v. Starck hat, wie er in der „Münch. Med. Woch.“ berichtet, mit Erfolg den Versuch gemacht, Lösungen des Blutfarbstoffes des Haemoglobins, welches den wichtigsten Bestandteil des Blutes ausmacht, durch Einspritzungen unter die Haut und in die Leibeshöhle in die Blutbahn zu bringen. Solche Versuche galten bisher als verpönd, da verschiedene Beobachter früher durch Einspritzungen auch geringer Mengen von Haemoglobinslösungen schwere Schädigungen der Nieren bei Versuchstieren auftreten sahen. Dr. v. Starck führt diese Mißerfolge auf mangelnde Reinheit des bei den Einspritzungen verwendeten Haemoglobins zurück. Und da schon früher gefunden worden ist, daß das Gerüst der rothen Blutkörperchen, in welchem der Blutfarbstoff im Blute enthalten ist, durch Begünstigung der Gerinnungsbildung und Verstopfung der Nierengefäße bei Blut-einspritzungen besonders schädlich wirkte, so hat er darauf vornehmlich geachtet. Durch eine eingehende Filtrirung beseitigte er jede Spur des Gerüstes der Blutkörperchen aus der Haemoglobinslösung, und mit dieser einen Lösung machte er Einspritzungsversuche an 10 Hunden und 9 Kaninchen. Da zeigte sich denn im Gegensatz zu früheren Untersuchungen, daß die Haemoglobinslösungen sowohl vom Unterhaut-Zellgewebe wie auch vom Bauchfell aus gut aufgenommen und sehr gut vertragen wurden. Erst bei verhältnißmäßig großen Haemoglobinnengen wurde ein Theil des Blutfarbstoffes durch die Nieren ausgeschieden, doch niemals kam eine

Gerinnungsbildung im Körper oder eine ernstere Schädigung der Nieren zu stande. Der größte Theil des Haemoglobins wird also im Körper der Versuchsthiere zurückgehalten und kann hier zur Wirkung kommen. —

### Aus dem Thierleben.

— Von der Nahrung des Huhnes. Gymnasiallehrer Daiber in Stuttgart schreibt im „Wib. W. f. L.“: „Wenn die Hühner wüßten, daß sie von Fleisch wären, so würden sie sich selbst aufessen.“ Diese vielverbreitete Redensart wird dadurch bestätigt, daß die Hühner ohne Ausnahme der Fleischnahrung zu allen Zeiten den Vorzug vor anderem Futter geben. Die Wirkung der Fleischnahrung gegenüber der ausschließlichen Körnerfütterung macht sich aber auch in bezug auf die Entwicklung der Fruchtbarkeit bemerkbar. Wenn unter sonst gleichen Verhältnissen die Hühner des Nachbarn schon zur Winterzeit wieder mit Legen beginnen, während die eigenen noch lange warten lassen, so ist das häufig nur Folge des Fleischfutters, welche jene entweder durch Scharren der Düngerstätte oder im Futter bekommen. Künstliche Nahrung darf jedoch nicht in großer Menge zur Fütterung gebracht werden und darf höchstens 8 bis 10 pCt. der gesammten täglichen Nahrung beitragen. Mit Vortheil stellt man zur Verfeinerung aus Fleischfüttermehl und Gerstenschrot eine möglichst feste Masse her, der man auch noch fein zerdrückte, gefottene Kartoffeln beimischen kann; derartige Futter darf aber nicht in großer Menge zubereitet werden, damit es bis zum Verfüttern nicht verdirbt. Während des Winters, oft das ganze Jahr hindurch, nehmen die Hühner derart zusammengesetztes Futter sehr gern auf, sie legen dann sehr fleißig und entwickeln sich dabei in ihrem ersten Lebensjahre sehr rasch. 1 Kilogramm geschroteten Mais, 2 Kilogramm Gerstefüttermehl, ¼ Kilogramm Fleischmehl, gut angebräut und mit 1—2 Kilogramm gelochten Kartoffeln vermischt, reicht als Weichfutter für 40 Hühner auf einen Tag. Während die einen derartige Futter im Winter gut warm, die anderen dagegen erkalten vorsehen, dürfte es sich allgemein empfehlen, dasselbe in lauwarmem Zustande zu verwenden. Ein Sandhaufen soll dem Huhne während des ganzen Jahres zugänglich sein, damit es auf demselben seine Federn reinigen und sich säubern kann. Kalkhaltige Stoffe, welche das Huhn zu den Eierschalen bedarf, verschafft man ihm häufig dadurch, daß man dem Futter Eierschalen beimischt. Dabei muß man jedoch darauf sehen, daß die Eierschalen zuerst getrocknet und fein zerstoßen, keinesfalls aber in großen Stücken vorgeworfen werden, da sonst die Hühner das Eieressen lernen. Grünfutter trägt wesentlich zu gesteigerter und früher Entwicklung der Fruchtbarkeit bei; in keinem Hühnerhofe darf es im Winter an Kraut, Kohl, Rüben u. dergl. fehlen, wenn man Winterer zu bekommen wünscht. —

### Aus der Pflanzenwelt.

— ss. — Eine neue Gemüseart wird in der „Revue Scientifique“ zum Anbau in wärmeren Gegenden Europa's empfohlen. Man kann dieses Gemüse freilich nur für Europa als neu bezeichnen, da es in seiner Heimath Nordamerika bereits seit 1640 bekannt ist, aber doch nur wenig verwendet wird. Die Pflanze gehört zu den Leguminosen und führt den Namen *Apios tuberosa*, sie ist ein Schlinggewächs mit gefiederten Blättern und vollen Blüthensträngen. Das Geschlecht der *Apios* umfaßt nur drei Arten, von denen die oben genannte zuerst im Jahre 1640 in Pennsylvanien gefunden wurde. Die Wurzel dieser Pflanze trägt mehlig, eßbare Knollen, die an dem Wurzelstrang angeordnet sind wie die Kugeln eines Rosenkranzes auf ihrem Faden. Die Knollen haben etwa die Größe eines Hühner's. Geleckt geben sie ein wohl-schmeckendes Gemüse, dessen Geschmack an den der Kartoffel und den der Batate erinnert, ein wenig auch an den der Kastanie. Die Blätter der Pflanze sind wohlriechend und von braunrother Farbe. Eine amerikanische Fachzeitschrift bezeichnet einen Versuch mit dem Anbau dieser Pflanze in größerem Maßstabe als sehr wünschens-wert. —

### Geologisches.

— Ueber die Bildung des Rheinthales hielt Gymnasial-Oberlehrer Dr. Zollmann im Naturwissenschaftlichen Verein zu Koblenz einen interessanten Vortrag, dem wir nach der „Köln. Ztg.“ folgendes entnehmen: Rhein, Mosel, Lahn und Maas treten aus Gebieten in das rheinische Schiefergebirge ein, deren mittlere Höhe geringer ist als die des letzteren selbst. Die an Durchbruchthälern häufig wahrgenommene Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die Gebiete rings um das rheinische Schiefergebirge im Verlaufe der Thalbildung allmählig durch Verwerfung (Sprünge in den Gesteinsschichten) abfallen, insofern dessen das Gebirge jetzt wie eine Tafel aus den jüngeren umgebenden Schichten aufragt. Im Süden des rheinischen Schiefergebirges erstreckte sich im Anfang der Tertiärformation von Nord nach Süd ein langer Gebirgsrücken, dessen Schichtengewölbe längs zwei Systemen paralleler Gebirgs-spalten in die Tiefe sank. Die seitlich stehen gebliebenen Reste bildeten den Schwarzwald und Wasgenwald; die entstandene Vertiefung (Grabenvertiefung) wurde durch einen See ausgefüllt, der am Ende der Tertiärzeit oder im Anfang des Diluviums sich nach Norden entleerte. Weshalb erfolgte dieser Abfluß, dem das Rheinthale von Bingen bis Bonn seine Entstehung verdankt, gerade an der Stelle, wo der Taunus, der damals noch mit dem Hunsrück zusammen-

hing, seine größte Breite und wegen der Quarzschichten auch die bedeutendste Widerstandsfähigkeit besaß? Das hat nun, so antwortete der Vortragende auf diese Frage, Professor Rothpleß durch eine eingehende Untersuchung nachgewiesen, daß zwischen Bingen und Lorch ebenfalls zwei parallele Vertiefungen vorliegen, die den Durchbruch des Rheins gerade an dieser Stelle erklären. Eine übereinstimmende Bildungsweise hat Professor Holzappel für das alte diluviale Rheinthale zwischen Gaub und Boppard nachgewiesen. Die heutige Thalrinne ist zwar ein Erosionsthal, doch war die alte, jetzt etwa 250 Meter höher liegende Thalrinne durch Verwerfungen bedingt. Durch die von Nordost nach Südwest verlaufenden Quarzzüge wurde der Rhein von Boppard nach Osten abgelenkt. Oberhalb Braubach tritt der Rhein wieder in den Bereich zweier paralleler Spalten, auf denen die Rheenser und Oberlahnsteiner Mineralbrunnen entspringen, und diese Spalten bedingen die abermalige Ablenkung des Rheins aus der west-südlichen in die nördliche Richtung. —

### Technisches.

— Ein neues Webstoff-Erzeugniß, welches in Belgien hergestellt wird, taucht jetzt auf dem deutschen Markte auf. Ein weitausgezeichnetes Gewebe, wie Mouffeline oder Tüll, wird mit Chromleim bestrichen, so daß die Maschen sich füllen, worauf das ganze dem Sonnenlicht ausgesetzt wird. Dadurch wird der Chromleim wasserundurchlässig, worauf man das Gewebe auf beiden Seiten mit einer Oelfarbe oder einem Firniß anstreicht und dies öfter wiederholt. Dann kann man das ganze mit Farbe bedrucken. Das so gewonnene, dem Einoleum nicht unähnliche Erzeugniß ist biegsam, undurchsichtig und wasserundurchlässig; man kann es also mit kaltem Wasser abwaschen und es für Sonnenlächer, Schirme, Portieren u. s. w. verwenden. —

— Im Frühjahr dieses Jahres sollen bereits die Arbeiten an dem Bau des Kanals, der das Baltische Meer mit dem Schwarzen Meer verbinden soll, begonnen werden. Von Riga aus fährt der Kanal, in dem eine Tiefe von 20 Fuß erreicht werden soll, durch die Düna in den Verešina-Flußweg und von dort in die Verešina, von wo er bei Schlobin in den Dnjepr übergeht und bei Cherson seinen Endpunkt erreicht. Die Arbeiten an der Ausbaggerung und die Beseitigung der zahlreichen Stromschnellen des Dnjepr sollen bis zum Jahre 1902 ihren Abschluß finden. 209 Millionen Rubel sind für den Bau in Aussicht genommen. Auf dem ganzen Weg von Riga bis Cherson wird der Kanal elektrisch beleuchtet werden. —

### Humoristisches.

— Ein heller Junge. Ein Junge kam einmal eine Stunde zu spät in die Schule. Der Lehrer fuhr ihn an und fragte, wo er so lange gewesen sei. „Ja,“ sagte der Junge, „heute ist draußen so mächtiges Glatteis, ich konnte überhaupt garnicht vorwärts kommen. Wenn ich einen Schritt nach vorn ging, bin ich immer gleich zwei Schritte zurückgerutscht.“ „Na, Junge,“ sagte der Lehrer, „wie bist Du dann überhaupt hierher gekommen?“ „Ja, einfach,“ meinte jener, „ich habe mich einfach umgedreht!“ —

— Ein Sprachpurist. Prokurist: „Solche Manipulationen verstoßen gegen den Charakter und die Prinzipien eines realen Geschäftes.“  
Chef: „Hör'n Se mer auf mit Ihre Fremdwörter!“ — („Einfachismus“.)

### Vermischtes vom Tage.

— Der Waldbestand der Rominter Haide erscheint durch die Nonnenraupe stark bedroht. Die bisher getroffenen Vertilgungsmaßregeln — Tödtung der Nonnen und Vernichtung der abgelegten Eier — haben sich als unwirksam erwiesen. Infolge dessen ist von den zuständigen Behörden angeordnet worden, daß die Flächen, in welchen der Nonnenfalter im vorigen Jahre aufgetreten ist, und in der die Weibchen Eier abgelegt haben, ausgeholzt werden sollen, wobei Rinde und Zweige entweder zu vergraben oder zu verbrennen sind. —

— In Breslau erkrankten am Sonntag Abend drei junge Leute, die eine Kapupartie auf der Ober unternommen hatten. —

— Ein dreizehnjähriges Mädchen aus Leipzig, das sich bei ihrem Großvater in Hof aufhielt, hat sich ertränkt. Das Kind hatte einen Selbstmord unternommen. —

— In Wien hat sich der Effekten-Kassirer des Bankvereins, Mag. Strasser, erschossen. „Wegen einer Liebesaffaire,“ sagt man. —

— In ganz Galizien sind kolossale Schneefälle eingetreten, infolge dessen alle Eisenbahnzüge mit Verspätungen eintreffen. Der Post-Ambulanz-Verkehr ist theilweise unterbrochen. —

— Lausanne, 24. Januar. Der Anwalt und Universitäts-Professor Jacques Berney und zwei junge Mädchen brachen gestern beim Schlittschuhlaufen auf dem Jour-See ein und ertranken. Die Leichen Berney's und eines der Mädchen wurden heute geborgen. —